

Dem Andenken Karl Heilbronner's.

Der ehrenvollen Aufforderung des Herausgebers des Archivs, einen Nekrolog auf Karl Heilbronner zu verfassen, bin ich mit zwiespältigem Gefühl nachgekommen. Ich zauderte vornehmlich um der Tatsache willen, dass ich dem Verstorbenen nur einmal in einem Briefwechsel näher getreten bin, in dem meine durch die Mitteilung Dritter entstandene Auffassung von seiner persönlichen Unnahbarkeit gleichermassen durch Liebenswürdigkeit wie spontanes Entgegenkommen gegen den ihm nur aus einer Erstlingsarbeit auf seinem Gebiet Bekannten Lügen gestraft wurde. Ich muss mich daher auf den Versuch einer Würdigung seiner wissenschaftlichen Persönlichkeit, wie sie in seinen Schriften uns entgegentritt, beschränken. Ich kann dies aber um so mehr, als das Biographische über Karl Heilbronner in den literarischen Portraits von Bonhoeffer¹⁾ und Liepmann²⁾ bereits zur Darstellung gekommen ist.

Heilbronner wurde geboren 1871 zu Nürnberg. Seine wissenschaftliche Laufbahn begann unter den Anregungen Grashey's in München. Den Höhepunkt seiner Lehrjahre bildete seine Assistentenschaft unter Wernicke 1893—98. Nach mehrjähriger Oberarztstätigkeit unter Hitzig wurde er 1903 als Ordinarius und Direktor der psychiatrischen Universitätsklinik nach Utrecht berufen, der er noch vor Jahresfrist ein ihren modernen deutschen Schwestern ebenbürtiges Exterieur zu verschaffen verstand. Ein Herzschlag hat dem Leben des wie stets in der Arbeit begriffenen, wie es heisst jedem Lebensgenusse abholden Manne am 8. September 1914 ein vorzeitiges Ende gesetzt.

Es wäre nicht bloss pietätlos, den Schleier lüften zu wollen, der H. zu früher Resignation auf allen Gebieten führte. Aber ich glaube, man kann diese Tatsache nicht unterdrücken, wenn man das Wesen

1) Monatsschr. f. Psychiatrie und Neurologie. Bd. 35. H. 11. 1914.

2) Deutsche med. Wochenschr. 1914. S. 1941.

seiner wissenschaftlichen Persönlichkeit verstehen will. Sie ist sicherlich durch die Natur seines Lieblingsgebietes, das ja jedem, welcher versucht, sich damit zu beschäftigen, öfters den Eindruck eines hoffnungslos vornehmen Sprösslings der Wissenschaft macht, ebensowenig eindeutig zu erklären, wie aus dem lebhaften Bewusstsein des Schülers restlos zu verstehen, an die schöpferische Kraft eines Meisters wie Wernicke nicht heranreichen zu können: die Art, wie er allen Fragen zu Leibe geht, macht vielmehr die Annahme am wahrscheinlichsten, dass seine ganze psychische Konstitution spinozistisch gewesen ist, dass das Streben nach einfacher Klarheit ihm immer wieder durch das stärkere Regulativ seines wissenschaftlichen Ethos unterbunden worden sei, vermöge dessen an allen Erscheinungen das Ineinanderfließen der Gestalten sich ihm stärker einprägte als die scharfen Umrisse. Er hat aus allen „Wenn“ und „Aber“, die sich ihm unaufhörlich aufdrängten, geradezu ein System gemacht, eine Form der Dialektik, die wohl das Spezifischste seiner Persönlichkeit war. Das vor allem macht die Lektüre seiner nie auch im entferntesten aus Publikationsdrang entstandenen, stets auf autoritativer Höhe stehenden Arbeiten so schwierig, oft fast lästig. Mitunter fühlt sich der ungewitzte Leser in der Angst, den Ariadnefaden, den er durch den dichten Wald minutiöser Neuerscheinungen und altgefestigter Tatsachen sicher hindurchführt, endgiltig verloren zu haben. In der fortlaufenden Registrierung des Beobachteten im Gange der Untersuchung hielt er sich so objektiv, so völlig fern dem Vorwegnehmen, geschweige dem Zurechtfrisieren der Tatsachen im Sinne eines vielleicht möglichen Schlussergebnisses, dass man stellenweise fast den Eindruck gewinnt, er sei am Ende selbst über das Resultat überrascht gewesen. Daher die Ueberzeugungskraft seiner doch wiederum nie starren Thesen, in denen er das Marktwertige seiner Untersuchungen ausprägte. Sein wissenschaftliches Streben sass ihm so tief, dass die Forschung ihm Selbstzweck war, ohne jede Rücksicht auf die Frage des Praktikers, wieviel Hunde man damit hinter dem Ofen hervorlocken könne. Sein Streben war vielleicht das einzige, das ihm selbst genügte.

Man darf es seinem Daimonion danken, dass es den Skeptiker noch die Hochflut zusammenfassender Lehr- und Handbucharbeit in Psychiatrie und Neurologie gegen Ende des vorigen Jahrzehntes hat erleben lassen und ihn so bindend vor die Aufgabe gestellt hat, seine eigene Auffassung und Methodik innerhalb seines Lieblingsgebietes in didaktisch-kritischer Weise zur Darstellung zu bringen. Man mag die annähernd gleichzeitige Behandlung des Themas durch Liepmann im Curschmann'schen Lehrbuch um ihrer Plastizität, um ihrer von glücklichster Schematisierung getragenen Leichtverständlichkeit als didak-

tisches Gebilde unerreicht finden — für denjenigen, der selbständig auf diesem dunkeln Terrain gehen lernen will, ist und wird voraussichtlich auf lange Zeit hinaus das Kapitel: „die aphasischen, apraktischen und agnostischen Störungen“ in Lewandowsky's Handbuch der Cicerone sein. Was er selbst bescheiden hier als „Versuch“ bezeichnet, „zunächst die elementaren Tatbestände, wie sie bei der Untersuchung sich ergeben, rein deskriptiv zu schildern, d. h. der Beschreibung der zusammengesetzten Störungsformen einen Abriss der allgemeinen Symptomatologie voranzuschicken“, ist in Wirklichkeit ein durchaus originelles Lehrgebäude der psychischen Herderscheinungen, an dem man die fast geniale Art bewundern muss, mit der gleichermassen die Forderungen einer verfeinertsten und rigorosen Untersuchungstechnik, wie die kritischen Ausrufe- und Fragezeichen der von ihm souverän beherrschten Geschichte der Aphasielehre fließend in die objektive Schilderung hineinverwoben sind — Vorzüge, die einem wie beim wahren Kunstwerk erst klar werden, wenn die Papierblätter anfangen, Spuren der Zerlesenheit zu zeigen.

Indem er den mit aller Deutlichkeit von ihm als solchen erkannten Fehler vieler Darstellungen: das „untrennbare Zusammenfließen von Tatsachen und Theorien“ scharf ausmerzte — als einer der ganz Wenigen unter den Grossen der Aphasielehre enthielt er sich bis zuletzt, die Hekatombe von Schematas, die unter dem Schein phänomenologischer Konstruktion dennoch mit Hirnmythologie liebäugelten —, offenbarte sich ihm immer mehr die prinzipielle Einsicht in die Seltenheit rein monosymptomatischer Störungen. Er hat sich andererseits nicht gescheut, die Absage an die hirnkonstruktive Interpretation seines Meisters Wernicke so rücksichtslos durchzuführen, dass er unter geschickter Ausnützung der sich gerade vollziehenden Mauserung in der Lokalisationslehre die hirnpathologische von der symptomatologischen Frage ganz loslöste und nach dieser getrennt behandelte. In seinem von früh an mangelhaften Interesse am Spiel von Zentren und Bahnen des Gehirns nahm er so die Entwicklung der Hirnpathologie, die zur „gobelinartigen Lokalisation in- und durcheinander“ führen sollte, gleichsam vorweg. Noch zuletzt hat er es als zweifellos angesprochen, dass auch nur einigermaßen reine Leitungsstörungen im Sinne der alten Schemata zum mindesten allerseltenste Ausnahmen sind und er hat damit die Hoffnung aufgegeben, klinisch reine Typen derartiger Leitungsstörungen nachweisen zu können. Nur ganz in der Ferne, am Ende langwieriger klinischer und anatomischer Vorarbeiten, die sich stützen müssten auf die Fortschritte der normalen Faseranatomie, der Cyto- und Myelo-Architektonik, der Vergleichung anatomisch-physiologischer und

experimenteller Tatsachen, wie der Sprachphilosophie, sah er die Möglichkeit, die Ergebnisse beider Reihen auch bezüglich der Details zur Deckung zu bringen: in diesem seinem Kritizismus viel mehr ein Schüler Steinthal's und Kussmaul's als von Wernicke.

So unbedingt er auch unter des letzteren Flagge in das Reich der Erscheinungen hinauszog und anfänglich in seinem Banne in die Dinge hinein und aus ihnen heraussah, so hat er sich doch nicht bloss im Lokalisatorischen, sondern auch in seiner klinischen Psychologie von Wernicke emanzipiert. Mochte er auch das Allergröbste, die Scheidung von primärer und sekundärer Identifikation innerhalb der Gesamtheit der perzeptiven Prozesse, beibehalten, so ging er alsbald doch auf den Nachweis los, dass es sich bei den Störungen des Rezeptiven nicht nur innerhalb des Sprachlichen und im weiteren Sinne Symbolischen, sondern ganz allgemein auf allen Sinnesgebieten, keineswegs immer dem Schema zuliebe, um ein „zeitliches Nacheinander zweier getrennter Akte, als vielmehr um eine reziproke Beeinflussung beider“ handle. Darüber hinaus gingen ihm Komplikationen auf, die dadurch gegeben sind, dass innerhalb jeder einzelnen Station selbst wieder Störungen nicht nur in quantitativen, sondern auch in qualitativen Modifikationen einsetzen können. Hieraus verständlich wird seine Entthronung des in Wernicke's System überragenden Begriffs des Transkortikalen, dem er allenfalls noch den Charakter einer klinisch-symptomatologischen Begriffshülle zugestand für die inkonstant-variablen zusammengesetzten Formen, welche auch durch die lokalisatorische Nothypothese der Zentrenabsperrung nicht unter einen Hut zu bringen sind.

Man kann Heilbronner's Stellung zum Transkortikalismus nicht berühren, ohne zugleich einer eng damit zusammenhängenden wichtigsten Beziehung zu Wernicke zu gedenken, derjenigen, welche überhaupt die Grundvoraussetzung ihrer eingeborenen Liebe zum erweiterten Aphasieproblem gewesen ist: die Gemeinsamkeit der im Stillen stets wirkenden und treibenden Hoffnung, hier wenigstens eine der möglichen Brücken zwischen Physischem und Psychischem bauen zu können.

Heilbronner hat das Thema „Aphasie und Geisteskrankheit“, das er in seiner Erstlingsarbeit 1896 in der Fassung direkt von Wernicke übernommen hatte, immer wieder behandelt. Von dem verschwommenen Rekurs auf einen Ausfall von Assoziationsbahnen, welche „die einfachsten Erinnerungsbilder zu komplizierten und eine Summe komplizierterer Erinnerungsbilder zu Begriffen vereinigt“, sich frei machend, hat er sich in der Asymboliearbeit 1897 zu einer Fassung der von ihm so benannten asymbolischen Demenz durchgerungen, ohne dass freilich seine Definition derselben als eines Zustandes, in dem sich „die Demenz bis zum Auf-

treten asymbolischer Erscheinungen gesteigert hat“, recht befriedigen konnte. Er hat dann das Thema „Demenz und Aphasie“ 1901 in dieser Zeitschrift behandelt und ist zusammenfassend im Handbuch Lewandowsky's darauf zurückgekommen. Auf die von ihm selbst so formulierte Frage, ob alle Aphasiker neben dem speziellen Defekt, aber untrennbar mit ihm verbunden, eine Herabsetzung der psychischen Leistungsfähigkeit aufweisen, hat er auch da eine eindeutige Antwort nicht finden können. Die Nüchternheit, mit der er die ganze Frage hier zusammenfasste, die Dürftigkeit des Gesamtergebnisses, das das Fehlen eines Abhängigkeitsverhältnisses zwischen Aphasie und Intelligenzstörung anerkannte, war sozusagen nur der Auftakt zu seinem restlosen Bekenntnis, dass der Blütenraum seiner wissenschaftlichen Jugend nicht zur Reife gebracht werden könne. In seinem Aufsatz „Fünfzig Jahre Aphasieforschung“, den er dem Andenken Broca's gewidmet hat, hat er es ausgesprochen, dass die Beschäftigung mit den aphasischen Erscheinungen zu einer wirklichen Einsicht in das Verhältnis zwischen Physischem und Psychischem nicht zu führen vermöge.

Die Arbeit über „Auffassung und Bedeutung aphasischer Störungen bei Epileptikern“, die er 1905 veröffentlichte und in der er vor allem betont, wie aus den nach den Anfällen länger bestehenden Ausfallserscheinungen aphasischer Natur Rückschlüsse auf eine eventuelle lokale Exarzation des spezifischen Prozesses gezogen werden könnten, wäre in diesem Zusammenhang noch zu erwähnen.

In der erwähnten Jugendarbeit über „Asymbolie“ ist er so einseitig auf die Frage ihrer Beziehungen zur Demenz eingestellt gewesen, dass man direkt den Eindruck gewinnt, er habe darüber die bald darnach von Liepmann mit vollster begrifflicher Klarheit vollzogene Scheidung von Agnosie und Apraxie in ihrer Bedeutung unterschätzt. Wenigstens scheint mir dadurch die stiefmütterliche Behandlung erklärlich, die er stets der Gesamtheit der agnostischen Erscheinungen hat zuteil werden lassen. Dass er auf der andern Seite sein Einteilungsprinzip der verschiedenen Apraxieformen in der gleichzeitig mit Liepmann's „Störungen des Handelns“ erschienenen „motorischen Asymbolie“, welche rein klinisch-symptomatologisch um der durchaus einfachen Berücksichtigung des Verhältnisses zwischen der Art der nicht ausführbaren und der fehlerhaft ausgeführten Aktionen sehr wohl befriedigen konnte, nicht zur Anerkennung hat verhelfen können, daran mag ausser jenem Umstande der Rückfall in ein dem primitiven Wernicke'schen Aphasieschema gleich konstruiertes schuld sein, vermöge der er die ganze Apraxie in die Unterformen der kortikalen, subkortikalen und Leitungs-Apraxie zerlegte. Es zeugt von seiner wissenschaftlichen Vornehmheit, wie er

sich, ohne ein Wort darüber zu verlieren, später in diesen Dingen zum herrschenden Standpunkt bekannt hat, in den aphasischen Erscheinungen ganz allgemein nur einen, wenn auch den wichtigsten Spezialfall agnostisch-apraktischer Zustände zu erblicken. Er hat es sich angelegen sein lassen, so auf allen Sinnesgebieten möglichst lückenlose Reihen von Störungen von den niedersten Reizen bis zu den höchsten symbolischen Gebilden hinauf aufzustellen. Speziell bezüglich der Alexie ist er der Frage nachgegangen („Zur Psychologie der Alexie“, 1912), inwieweit eine rein symbolische Störung notwendigerweise mit einer solchen des gesamten Sinnesgebietes einhergeht. Im übrigen hielt er daran fest, dass auf dem eigentlich agnostisch-apraktischen Gebiete reine Fälle noch seltener anzutreffen seien als in der Aphasie und dass ein Teil derselben überhaupt „auch als Uebergangsfälle der elementaren Klassifikation“ widerstreben. In gewissem Gegensatz zu den Autoritäten dieses Gebietes glaubte er in den agnostisch-apraktischen Mischformen den Anteil des ersteren als überwiegend ansehen zu müssen. Er hat allerdings auch hier mehr auf die Schwierigkeit der Entscheidung hingewiesen, die in dem nicht zu präzisierenden Wechsel der Untersuchungsbefunde und der reziproken Beeinflussung von Verkennung und verkehrtem Handeln gelegen sind.

Es ist natürlich hier nicht der Ort, eingehend zu behandeln, wie er zu allen Fragen seines Lieblingsgebietes Stellung genommen hat. Ebenso unmöglich ist es im einzelnen zu registrieren, wie er durch neue Auffassungen, Fragestellungen, Untersuchungstechniken die Forschung bereicherte, zumal den Lesern des Archivs seine wichtigsten Arbeiten im Original vorgelegen haben. Ergänzend sei hier nur noch die Einführung der nach ihm benannten „Bildchenmethode“ erwähnt, die ja zur Prüfung der Auffassungs-, Kombinations- und Merkfähigkeit, sowie der Ermüdbarkeit usw. allenthalben Verwendung findet. In einem gross angelegten Referate hat er die Sprachstörungen bei funktionellen Psychosen mit Ausschluss der aphasischen Störungen behandelt, die verschiedenen Formen des Rededrangs — zugleich in ihren Beziehungen zur Ideenflucht — die Verbigeration, die Sprachneubildungen, das Danebenreden usw. mit einer fast bis zur Ermüdung führenden Gründlichkeit beschrieben und psychologisch zu erklären versucht, wobei er Gelegenheit fand, auch auf die Frage des Haftenbleibens und der Stereotypie, die er in einer früheren Arbeit bereits behandelt hatte, einzugehen; ebenso wie er sich später eingehender mit dem Thema der sogenannten Vorstellungskontaminationen und der Beziehungen zwischen inhaltlicher und Sprachverwirrtheit beschäftigt hat.

So sehr man gelegentlich den Eindruck gewinnt, dass Heilbronner in der Aphasielehre darum ringen musste, sich Wernicke's Macht zu

entwinden, so sehr hat er sich auf rein klinisch-psychiatrischem Gebiet von Anfang an von seinem Einfluss frei gehalten. Nur in den Arbeiten „über Krankheitseinsicht“, „über Residuärsymptome“ und „zur Psychopathologie der Melancholie“ ist er Anregungen von dessen Seite nachgegangen. Im übrigen erstrecken sich seine klinisch-psychiatrischen Themata fast auf alle Gebiete. Nur an den gerade aktuellen klassifikatorischen Fragen, welche sich zu seiner Zeit letzten Endes um die Kraepelin'sche Verlaufopsychiatrie drehten, hat er keinen rechten Gefallen gefunden, auch als es ihm in dem dem Verein deutscher Irrenärzte erstatteten Referat über die pathologische Anatomie „funktioneller“ Psychosen nahe gelegen hätte. Nur der neuesten Entwicklung der Dementia praecox — zur Schizophrenielehre hat er seine restlose Ablehnung bekundet und in seiner Arbeit „Hysterie und Querulantenwahn als Beitrag zur Paranoiafrage“ 1907 hat er zur Kraepelin'schen Paranoia Stellung genommen. Ganz allgemein war es ihm mehr darum zu tun, minder gesicherten Tatsachen der klinischen Erfahrung neue Seiten der Betrachtung abzugewinnen und ihnen aus Eigenem neue Stütze zu geben. Die äusserst gewandte Diktion verleiht einzelnen seiner Aufsätze den Charakter kleiner Kabinettsstücke, grösseren Zusammenfassungen den Wert ausgezeichneter Monographien. Zu letzteren kann man zählen die Arbeit „über Fugues und fuguesähnliche Zustände“. Seine Definition derselben als „krankhafte Reaktionen degenerativ veranlagter Individuen auf dysphorische Zustände bald im Sinne autochthoner Verstimmung, bald von unbedeutenden äusseren Momenten“ ist Allgemeingut geworden. Mit seiner These, dass bei solchen Individuen mehr hysterische als epileptische Symptome zu finden seien und dass es jedenfalls nicht berechtigt sei, jedes anfallsweise Fortlaufen als epileptisches Aequivalent zu bewerten, hat er eine lebhaft, auch heute noch nicht entschiedene Diskussion angeregt. Aber auch sonst hat ihn die Frage nach der Natur anfallsartiger Zustände und speziell transitorischer Bewusstseinsveränderungen lebhaft interessiert. So hat er die Aufmerksamkeit besonders auf die häufig vernachlässigte epileptische Manie gelenkt in einer Arbeit, welche zugleich wichtige Bemerkungen über Ideenflucht enthielt. Als Erster hat er auf die sogenannten „gehäuften kleinen Anfälle“ des jugendlichen Alters hingewiesen und auch hier sich wieder eingehend mit ihrer Differentialdiagnose bezüglich Hysterie und Epilepsie beschäftigt. Ein Musterbild klinisch-exakter Untersuchung hat er in den „Studien über eine eklamptische Psychose“ gegeben. Von hervorragend guter klinisch-psychologischer Einfühlungsfähigkeit zeugen die Arbeit „über Mikropsie und verwandte Zustände“, die „über autonome Verstimmung“ auf dem Boden der endogenen Neurasthenie u. a. m. Den Wert einer kleinen Monographie kann ferner

seine „strafrechtliche Begutachtung der Trinker“ in Alt-Hoche's Sammlung beanspruchen. Indem er hier der ausgezeichneten klinischen Darstellung der alkoholistischen Zustände, die sich würdig an die klassischen Schilderungen Bonhoeffer's anreihet und in vielen Punkten, so vor allem mit Bezug auf die dipsomanischen Zustände, auf die auch an anderer Stelle noch von ihm behandelten Rauschzustände, die depressiven Psychosen und den Eifersuchtswahn der Trinker eine wenn auch nicht erschöpfende Ergänzung zu diesen bildet, jeweils Punkt für Punkt ihre forensische Würdigung anreihet, hat er gleichzeitig der forensischen Psychiatrie wertvolle Dienste geleistet. Mit gleichem Glück hat sich Heilbronner anderen forensischen Fragen zugewendet, so 1903 der „Entmündigung von Paranoikern“, wo er vor allem gegen die Annahme einer partiellen Geistesstörung durch Rieger polemisierte, der „forensischen Diagnose der Epilepsie“ usw.

Mit grossem Scharfsinn und auf Grund eigener Versuche hat er an anderer Stelle die „Grundlagen der psychologischen Tatbestandsdiagnostik“ kritisiert und auf ihren wahren Wert zurückgeführt.

Wiederholt behandelt hat er das Thema „Zwangsvorstellungen und Psychose“, zuletzt auf Grund eines reichhaltigen Materials, ohne dass er uns freilich hier zu einem klaren Standpunkt zu verhelfen vermöchte. Die zusammenfassende Behandlung der Psychoneurosen leitet hinüber zu seiner Beschäftigung mit der Neurologie, auf welchem Gebiet besonders seine mikroskopischen Untersuchungen über die „Rückenmarksveränderungen bei multipler Neuritis der Trinker“, die seinerzeit durchaus Originalergebnisse darstellten, allen Nachprüfungen standgehalten haben.

Ueberblickt man das gesamte Lebenswerk dieses Mannes, so rundet sich alles zu dem Bild eines ausserordentlich vielseitigen, stets aus dem Vollen nehmenden und gebenden Forschers von grösster wissenschaftlicher Strenge und Exaktheit, der mit seinen Geistesgaben gewuchert hat wie kaum ein anderer und dabei vor allem durch seine unerschütterliche wissenschaftliche Ehrlichkeit gefangen nimmt. Mag ihm auch Grosszügigkeit in hohem Stile und die eigentliche Stosskraft wissenschaftlichen Temperaments abgehen, so bleibt er ein Vorbild für alle, denen es versagt ist, vom Genialen oder Genialischen grössere Zipfel abzubekommen.

Privatdozent Dr. F. Kehrer-Freiburg i. B.
